

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 43

Artikel: "Heimkehr" [Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

25. Oktober 1919

== Baternunsch. ==

Von Adolf Vögtlin.

Nur noch eine kleine Strecke
Möcht' ich mit den Kindern gehn
Hand in Hand aus kühlem Tale.
Zu den lichten, warmen Höhn.

Lange noch in mildem Glanze
Liegt dort eine schöne Welt,
Sernhin führen goldne Straßen,
Von dem Abendschein erhellt.

Tochter, sieh, es fliegt dein Krieger
Siegbekränzt dort auf dich zu;
Sohn, geh' hin und werd' ein Sieger
Mit des Geistes Waffen du!

Nur noch eine kleine Weile
Solg' ich dann dem jungen Glück;
Kehre, seinen Glanz im Auge,
Gern ins dunkle Tal zurück.

„Heimkehr“.

Erzählung von Paul Hg.

2

Oskars erste Eingebung war, hinauszustürzen, die Mutter mit Gewalt von dem wüsten Gesellen loszureißen, doch ein unsäglicher Ekel unterdrückte dieses Ehrgefühl und zwang ihn, die Türe sachte zu schließen. Trotzdem hörte er mit geschärften Sinnen, was draussen vorging, vernahm er schändliche, empörende Worte, die der blöde Taugenichts lallend gegen seine Ernährerin ausstieß.

War das nicht ein ins Gemeine verzerrtes Abbild dessen, was die opferwillige Seele ehemals mit ihm, dem Sohne, durchmachen mußte? Er war freilich nie betrunken heimgekommen, solcher Niedrigkeit überhaupt nicht fähig gewesen. Aber hatte er ihr deshalb mehr Schonung bewiesen als dieser aufgefessene, arbeitscheue Wicht, der seelenvergnügt ihre letzten Kräfte verpraßte. Das war die große Gewissensfrage, vor der Oskars Seele sich duckte. Die konnte nur er allein entscheiden. Welchen Wünschen, die im Bereich des Möglichen lagen, hatte er zugunsten der Mutter entagt, auf welcher Station seiner eigenwilligen Lebensfahrt war ihm der Gedanke gekommen, die Zurückgebliebene vom Sklavendienst zu befreien, auf die Höhen seines Strebens mitzunehmen?

Im Hause herrschte bald wieder Todesstille. Der Betrunkene mochte sich den heftigen Vorwürfen durch einen fausttiefen Schlaf glücklich entzogen haben. Doch Oskar fand keine Ruhe. Er konnte das traurige Nachtbild nicht loswer-

den. Durfte das der Lebensabend seiner Mutter sein? Ein langsamer Opfertod war dies, ohne einen Schimmer dessen, was Freiheit und Menschenwürde heißt. Klafertief unter seinem Fühlen und Denken fristete sie ein aschgraues, trostloses Dasein . . .

„Als ich von ihren Schultern getragen den Sprung in die große Welt tat, ließ ich sie nicht nur zweck- und ziellos zurück; nein, ich stieß sie dazu noch ohne Erbarmen in die Tiefe!“ So lautete das Fazit seines Rindtums.

Am folgenden Morgen schickte die Mutter einen scheuen, fragenden Blick nach dem Sohne aus, als sie ihm das Frühstück brachte. In seinem wie in ihrem Antlitz lagerten Schatten der unter Seelenqualen durchwachten Nacht. Aber Oskar gab ihr offenen Auges stumme Antwort auf ihre Frage, worauf auch das letzte bisschen Farbe von ihren Wangen schwand.

„Hast du schlecht geschlafen oder Angst gehabt diese Nacht?“ sagte sie bang, wie ein verschämter Bettler zaghaft an des Reichen Türe klopft.

„Ja, allerdings, um dich! Wie sollte ich nicht,“ entgegnete er zwischen Mitleid und Empörung. Nach einer Pause setzte er bitter hinzu: „Nein, es ist nicht zu fassen! Mit einem solchen Bündel Unrat magst du dich herumbalgen auf deine alten Tage?“

Doch im nämlichen Augenblicke schlug ihre Stimme um, erwachte in ihr das eifernde Weib, die kampfbereite Beschützerin, der man die ängstlich gehütete Kreatur entreißen will. In einem langen Redeschwall, den er verzweifelt über sich ergehen ließ, strich sie den Uebeltäter heraus und stellte ihn wieder ganz als verführte Unschuld hin, die nur durch schlechte Gesellschaft vom rechten Wege abgetrieben sei. Diesen Geist kannte Oskar zur Genüge; es half nichts, sich dagegen aufzulehnen. Solange sie der Unhold nicht rucklos niederschlug und solange die Mißbrauchte noch einen Finger regen konnte, ließ sie nicht von diesem Gesellen ab. Oskar mußte dem Uebel von der andern Seite zu Leibe gehen. Das kostete ihn vielleicht große Ueberwindung, doch darnach durfte er nicht fragen. Jetzt kannte er eine ernste Aufgabe, an der er seine Kräfte messen und stählen konnte.

III.

Der Präsident Holmer stand am Treppenfenster seines Hauses und überlegte im Wechsel von Behagen und Unmut, wie weit eigentlich seine Befugnisse reichten, wie er seine Regentschaft am besten ausdehne und ob es in der weiten Welt noch eine Existenz gebe, die so wie die seine in Machtfülle prange.

Es war wieder einmal Feiertag und das Ruhen schon mehr ein Naturgebot für den Bauersmann. Holmer freilich brauchte nur auszuruhen von etwelcher „geistigen“ Arbeit, welche das Berechnen der Sporteln, die Bevormundung seiner Mitbürger, das Austifeln lokaler Zwistigkeiten und dergleichen mehr erheischte. Körperliche Anstrengungen gingen ihm gegen den Strich. Darin hätte er ohnehin hinter seiner unermüdlichen, von nagendem Geiz geplagten Gattin zurückstehen müssen, die sich nicht abhalten ließ, den Stall eigenhändig auszumisten. So kam es, daß sich mit der Zeit bei den beiden Eheleuten ein lustiger Gegensatz entwickelte: sie rieb sich auf bis zur klapperdürren Magerkeit und er wurde fett wie ein geruhssamer Kapuziner. Hingegen verlief seine Gesinnung durchaus nicht in sanften, wohlwollenden Rundungen, sondern geradezu gefährlich spitz, in eine Art Giftdrüse, die unaufhörlich träufelte und seinen Gedanken und Reden einen unangenehmen Beigeschmack verlieh. Mit schnüffelndem Eifer wachte er darüber, daß in seiner Gemeinde die Weisheit keine allzugroßen Treffer machte, weil dadurch sein eigenes Licht leicht verdunkelt werden konnte, und wo etwa ein Schäfchen verheißungsvoller hüpfte und blökte, verfolgte er es mit der Schleuder eines guten Hirten oder hegte ihm die Hunde der üblen Nachrede an die Wolle.

Nun war es neuerdings wieder dieser junge Imhof, der die Gemüter der Dorfbewohner beunruhigte. Kurzum, was der im Leben noch erreichen konnte und wollte — darüber hatte sich Holmer nun lange genug Gedanken gemacht. Diesen daraufhin geradezu auszufundschaften, war seine beste Absicht. Schon des Jünglings Vagabundieren unter dem unkontrollierbaren Vorwand der Erholungsbedürftigkeit reizte sein präsidiales Gewissen. Diesen Schlen-drian durfte er nicht weiter mit ansehen. Denn vor den „Imhoffschen“ war die Armenkasse ewig nicht sicher. Die Lumperei lag in der Familie.

So sah er wollüstig grübelnd, im Geiste mit seiner Nachbarschaft hadern, hinaus und bemerkte dann bei einem

zufälligen Wechsel des Blickes, daß seine Jüngste, die Martha, ausgerechnet mit Oskar Imhof auf dem kleinen, den Hof abschließenden Hügelrücken zusammensaß. Der junge Herr schien sich recht gut auf allerlei scherzhaften Gallimathias zu verstehen, denn das Lachen da oben war schon bald vom Ausgelassensten dieser Gemütsbewegung. Als Holmer noch etwas schärfer hinsah, betraf ihn ein bissiges Mergernis. Oskar hatte nach Art der wahr sagenden Zigeuner Marthas Hand ergriffen, die Linien aufmerksam betrachtet und dann anscheinend hinterlistigerweise so eine — Lappalie draufgedrückt.

„Wa . . . was fällt dem Schlingel eigentlich ein?“ brummte der in Aufregung geratende Armenvater. Ja, was war jetzt das! Und wozu hatte das Maitle überhaupt das neue Kleid angezogen? Sachte öffnete er den Fensterflügel und schob den dicken roten pomadisierten Kopf durch die Oeffnung. Im selben Augenblicke beugte sich Oskar nieder, wie um seiner Nachbarin etwas Besonderes ins Ohr zu flüstern, worauf sie geradezu aufschrie und seinen krausen Kopf mit beiden Händen von sich stieß.

„Hollaho,“ dachte Holmer, „jetzt wird's Zeit, daß ich . . .“ er wußte indessen rein gar nicht, was da zu tun war. Aber er zitterte beträchtlich. „Das sind Affenzereien,“ knirschte er in sich hinein. „Hingegen sollen sie sich in acht nehmen. Und wenn's auch nur eine lumpige Scharwenzerei ist . . . Das Maitle soll sich zusammennehmen,“ verbesserte er sich. Eine Jungfer Holmer mußte in Ruduksnamen wissen, was sie dransetzte, wenn sie sich einen von der Sorte Imhof zu nahe kommen ließ.

Allein die größere Ueberraschung stand ihm noch bevor. Die beiden auf der Anhöhe schienen völlig ahnungslos, auf nichts weniger bedacht als auf einen böswilligen Beobachter. Der Blätterschirm einer Buche schützte sie teilweise vor unberufenen Augen, sie fühlten sich vollkommen geborgen. Oskar setzte sich noch um eine Spanne dichter neben die zaghafte Jungfer. Es war ihm eine Lust, wahrzunehmen, wie Furchtsamkeit und keimende Reigung sie verwirrten, wie ihr Auge nirgends rasten konnte, weder auf dem Buche, das in ihrem Schoße lag, noch sonstwo, und am wenigsten auf ihm, der seine Blicke unbefangen streichen ließ durch jedes Fältchen ihres Gewandes, über die Wellen ihrer dunklen seidigen Haare und mitten hinein in die berebte Röte ihres Angesichts. Wenn er von Zeit zu Zeit tief Atem holte, wollte der ihrige stocken, als stünde sie unmittelbar vor dem wichtigsten Ereignis ihres Lebens.

Eigentlich, dachte er, sollte man keine höhere Macht begehren als so ein heimliches Herrschen über eine unangefastete, noch in allen Rätseln hangende jungfräuliche Seele! Sie kam ihm jetzt nicht mehr einfältig, sondern mehr als sonst etwas anbetungswürdig vor — ein unverdientes Geschenk des Himmels. Daß sie ihn schon recht gut leiden mochte, hatte er soeben erfahren. Sie schmückte sich, um vor ihm zu erscheinen, ergriff verlegen die Flucht, wenn er ihrer in einem bäuerischen Anzug ansichtig wurde, und konnte lachen wie ein geschaukeltes Wiegenkind, sowie er seine witzigen Geschichten austramte. Ihre Liebe aber war auf einem Felsen gewachsen, der hieß: trotz alledem! Oder sann die Präsidententochter nicht darüber nach, wem sie

solche Gunst schenkte? Stieg ihr nicht ein übles Geruchlein in die Nase, wenn sie an seinen Anhang dachte oder die Ihrigen darüber reden hörte? Wie stark mußte dann aber die Achtung sein, die sie seinen eigenen Gaben zollte.

„Mir scheint, wenn eine gewisse Zuflucht nicht wär“, so hätte ich längst mein Bündel geschnürt und bereits wieder heißes Pflaster unter den Füßen!“ gestand Oskar mit Wärme und Dankbarkeit. „Sag aufrichtig — wunderst du dich nicht auch ein wenig, daß ich überhaupt nur einen Tag weiter unter dem Dache dort leben mag?“

„Warum, du bist doch bei deiner Mutter, nicht?“ gab sie einfach zurück.

„Ja, schon — aber bei wem ist meine Mutter?“ seufzte er in Erinnerung jener nächtlichen Schau. Dann erzählte er plötzlich ganz ernst gestimmt dem vertrauenswerten Mädchen alles, was er wußte, und ging sie um Rat und Hilfe an. Eine schmerzliche Beichte — allein, er hatte sie nicht zu bereuen. Martha Holmer griff mit beiden Händen nach der guten Gelegenheit, dem gescheiten Jüngling, der seine Worte so fein sehen konnte und in der Liebe so kühn zu Werke ging, ihre Teilnahme zu beweisen.

„Ich mußte schon oft darüber nachdenken,“ gestand sie ihm, „und wenn andere über deine Mutter spotten mochten, tat es mir jedesmal weh. Wer sie kennt, kann über ihr Mißgeschick nicht lachen. Ich sage mir immer, sie hat gewiß furchtbar gelitten, weil sie dich jahrelang nicht sah. Dann kam sie sich auf der Welt schließlich ganz überflüssig vor. Das konnte sie einfach nicht mehr aushalten. Und der verkommene Bursche, an den sie geraten ist, merkte bald, was ihm da blühte. Er hat in der Gemeinde sowieso nichts mehr zu verlieren — da froh er in die warme Hütte der mitleidigen Frau, die an ihm ein Samariterwerk tun wollte. Aber, gib acht, ob sie den traurigen Irrtum nicht bald einsehen, wenn sie dich wieder einige Zeit um sich hat. Du darfst sie nur nicht drängen; sie muß ganz von selbst dahinterkommen. Der Vater sagte gestern, es sei wieder ein Strafmandat wegen Wilderei gegen den Faulenzer losgelassen. Entweder müsse deine Mutter achtzig Franken hinlegen oder der Bursche werde einige Wochen hinter Schloß und Riegel gesteckt. Ich glaube fast, das Zahlen wird ihr diesmal sauer werden, und wenn sie ihn einmal sitzen läßt, auch nachher energisch die Hand auf den Beutel hält, ihm ungeschafft nicht mehr brätelt und pfannküchelt . . . dann geht er eines Tages kaltblütig auf und davon. Das ganze Dorf wird aufatmen, wenn wir ihn endlich los sind.“

Wieviel Güte, Klugheit und Menschenkenntnis, die Oskar kaum bei einer welterfahrenen Frau gesucht hätte, sprach aus den Worten des zwanzigjährigen Mädchens! Wie kam der polternde, unduldsame Alte zu dieser gerechten, nachdenklichen Tochter? Der glückseligende Jüngling sah darin ein echtes Gotteswunder, das ihm heilsamer war als alle Offenbarungen der Natur. Es ergriff ihn gleich einer



Paul Altheer: Weinberg.

Erweckung zur Menschenliebe. Lange fand er kein Wort mehr und eine große befruchtende Stille kam über die jungen Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte des Weißenburg-Bades.

Der Gebrauch der Warmbäder ist durch die Römer zu uns gekommen. Die Römer waren es auch, die die Thermalquellen in Baden (Aqua) und Leuk zuerst zu Heilzwecken benützten. Diese Bäder kamen daher schon frühzeitig zu hoher Blüte; namentlich Baden spielt in der schweizerischen Kultur- und Sittengeschichte des Mittelalters eine große Rolle.

Erst viel später traten die heute berühmten Heilbäder des Kantons Bern in die Geschichte ein: das Gurnigelbad, das Heustrich-, Lenker- und Weißenburgbad. Typisch ist die Geschichte des Weißenburgbades. Sie sei hier in kurzen Zügen skizziert.*)

Eine alte Talchronik von Adelsboden verlegt die Entdeckung des Weißenburger Gesundbrunnens ins Jahr 1415; sie erzählt die Begebenheit wie folgt: Der letzte Freiherr von Weißenburg, dessen Anherren mit der Stadt Bern so oft in schlimmer Fehde gelegen, wollte sein einziges Töchterlein einem Herrn Hans von Grimmenstein ehelichen. Rungunde aber liebte den jungen Mönch Gervasius aus dem Augustinerkloster im benachbarten Därstetten, einen geborenen Herrn von Simmened, und sie ließ sich von ihm, der gleicherweise in Liebe zu ihr entbrannt war, in ein sicheres Versteck oben in der Schlucht des Bunschibaches entführen. Hier baute ihr der Bruder eine kleine Hütte und ein treuer und ver-

*) Wir benützen die Darstellung S. Hartmanns im „Großen Landbuch“, ferner D. Gempeler-Schlettis „Heimatkunde des Simmentals“.